

Zeitschrift: Publikationen der Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft.
Serie 2 = Publications de la Société Suisse de Musicologie. Série 2

Band: 57 (2017)

Artikel: Funktionsäquivalenz von Religion und Musik - oder: Das Werk ist der Ritus : Einleitung zum 5. Internationalen Kongress für Kirchenmusik Bern vom 21.-25. Oktober 2015 und zu den ersten Hauptreferaten (Lennart Dohms, Roman Brotbeck)

Autor: Plüss, David

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-858622>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 10.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Funktionsäquivalenz von Religion und Musik – oder: Das Werk ist der Ritus

Einleitung zum 5. Internationalen Kongress für Kirchenmusik
Bern vom 21.–25. Oktober 2015 und zu den
ersten Hauptreferaten (Lennart Dohms, Roman Brotbeck)

DAVID PLÜSS

Verehrte Kirchenmusikerinnen und Komponisten, Theologinnen und Musikwissenschaftler, Liebhaber der Neuen Musik und Liebhaberinnen der alten Gesänge, Kirchenmitglieder und Liturgieverantwortliche, Studierende und Dozierende –

Nach der feierlichen, um nicht zu sagen rituellen Eröffnung des Kongresses gestern Abend im Berner Münster mit einiger Prominenz aus Gesellschaft, Kultur und Kirche, mit Ansprachen und Musik, begrüße ich Sie heute Morgen herzlich zum eigentlichen Kongress, nämlich zum wissenschaftlichen Kongressteil, der gerahmt oder unterlegt wird, der inhaltlich gefüllt oder aufgemischt wird – je nach Geschmack und Interesse – durch ein reichhaltiges Programm an Liturgien, Konzerten und Workshops. Nach dem *Apéro riche* mit Weißwein und Lachs gestern Abend im Berner Rathaus geht es heute mit Schwarzbrot weiter, das, wie Sie wissen, je länger man es kaut, seinen intensiven Geschmack in unterschiedliche Richtungen entfaltet und intensiviert und sich ja vielleicht zu einem geistig und geistlich reichhaltigen Menu entwickeln wird. Drei Gänge sind jedenfalls geplant.

Ich heiße Sie willkommen zum ersten Gang auch namens derjenigen, die den wissenschaftlichen Teil des Kongresses mit vorbereitet haben und verantworten: von Thomas Gartmann von der Hochschule der Künste Bern, Matthias Zeindler von den Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn und Titularprofessor an unserer Fakultät, Katrin Kusmierz, der Geschäftsleiterin des Kompetenzzentrums Liturgik, und Andreas Marti, dem vielseitigen Musiker und Musikwissenschaftler, Hymnologen und Theologen, auch er Dozent an der hiesigen Theologischen Fakultät.

Wir alle heißen Sie willkommen und freuen uns, dass Sie hier sind und sich der Kunst aussetzen, beziehungsweise sich mit den kniffligen Fragen des Verhältnisses von Kirche und Neuer Musik auseinandersetzen wollen.

Knifflig und herausfordernd wird das Gespräch bestimmt werden. Dazu tragen einige äußere Faktoren bei: Zum einen kommen die Veranstalter/innen und Referierenden nicht aus demselben Stall, sprechen nicht dieselbe Sprache: es sind Musikwissenschaftler und Theologinnen, Komponisten und Musikerinnen. Die einen sind mit der Neuen Musik seit vielen Jahren unterwegs und bestens vertraut, führen sie auf und erforschen sie; andere – mich selber eingeschlossen – kennen sie und setzen sich ihr gerne aus, bewegen sich daneben aber auch in anderen musikalischen Stilen und befassen sich mit anderen Gegenständen. Noch grösser dürften die Unterschiede bei Ihnen und also denjenigen sein, die sich die Referate und Podiumsdiskussionen anhören und sich mit ihren Fragen und Kommentaren einbringen werden: Sie studieren Musik oder Theologie, sind Kirchenmusiker oder Pfarrerin, Kirchengemeinderätin oder kirchendistanziert, religiös aktiv oder religiös unmusikalisch, vertraut mit der Neuen Musik oder mit der des Barock und der Klassik; oder mit Jazz, Rock und Pop-Musik inner- und außerhalb der Kirche.

Wie auch immer: Das Gespräch wird anregend werden. Funken werden sprühen. Und zwar nicht nur, weil wir unterschiedliche Sprachspiele spielen und uns darum immer wieder auf Spielregeln und Definitionen verständigen müssen, sondern auch, weil den meisten Menschen die diskursive Verständigung über Religion und Musik schwerfällt, und zwar aus unterschiedlichen Gründen:

Religion ist bei den meisten entweder verdampft oder in die sprachlose Innerlichkeit gerutscht. Über Religion spricht man nicht. Sie ist für viele keine öffentliche Angelegenheit, sondern eine private oder gar intime – jedenfalls eine, die nicht im Zugsabteil und nicht mit Arbeitskolleginnen verhandelt wird; nicht einmal in der Familie oder mit dem Lebenspartner. Kommt hinzu, dass der Glaube – und sei es der christliche – bei vielen sein traditionelles Gewand abgestreift hat, zumindest in sprachlicher Hinsicht. Altgediente christliche Grundbegriffe – «Sünde» und «Erlösung», «Auferstehung» und «Sühnopfer» – sind für viele unhandlich, unverständlich und ärgerlich geworden, sodass sie gezwungen sind, nach anderen Begriffen, Konzepten und Traditionen Ausschau zu halten, diese hinzuzuziehen, sie kreativ zu kombinieren und damit ihr Leben zu deuten. Oder sie übersetzen diese in eine andere Symbolsprache, die offener ist – oder so eigenwillig, dass nur noch sie selber sie verstehen. Oder beides gleichzeitig. – Dabei ist es gerade die neue geistliche Musik, die die unhandlich gewordenen alten Begriffe und Symbole wieder aufgreift, sie in Klangräume verwandelt und dadurch neue Möglichkeiten des Verstehens eröffnet.

Hinzu kommt: auch die Verständigung über Musik fällt schwer. Nicht nur, weil uns da die Worte fehlten, sondern auch, weil bei der Musik der

Spaß aufhört. Zumindest in der Kirche und in Bezug auf den Gottesdienst ist dies der Fall. Zwar streitet man sich auch über theologische Fragen und solche der liturgischen Gestaltung; aber so richtig energisch und emotional wird es, wenn es um die Musik in der Kirche geht. Das kennen Sie alle. Das muss ich nicht weiter ausführen.

Warum ist das so? Warum hört bei der Musik nicht nur der Spaß auf, sondern auch die Kompromissbereitschaft, die Analysefähigkeit und die Diskussionsfreudigkeit? Doch wohl darum – so meine These –, weil Musik – wie übrigens auch die Religion – zunächst eine *Herzenssache* ist: eine Sache der Gefühle und der biographischen Prägung, die sich nur mit Mühe und einiger Übung in einen Gegenstand verwandeln, mit Begriffen traktieren und trennscharf analysieren lässt. Musik hören und spielen wir nicht zuerst mit dem Kopf, sondern mit dem Bauch. Oder wahrnehmungstheoretisch gewendet: Im Klang, in der Musik sind wir immer schon drin.¹ Was wir sehen, was unser Gesichtsfeld umfasst, lässt sich fokussieren, beschreiben oder ignorieren. Wir können uns abwenden, die Augen schließen oder nur auf einen Punkt scharfstellen und alles andere übersehen oder im Ungefähren belassen. Beim Sehen sind wir souveräne Subjekte unserer Wahrnehmung. Nicht so beim Hören: Der Klang oder der Lärm oder die Musik widerfahren uns – zumeist ohne unser Zutun. Dem Klang gegenüber sind wir zunächst passiv, empfangend. Wir sind ihm *ausgesetzt*. Wir erfahren uns als solche, die immer schon Teil eines Klangraumes sind, der uns umfängt und durchdringt. Selbst wenn wir uns die Ohren verstopfen. Man kann den Klangraum zwar dämpfen und begrenzen, aber im Moment des Vernehmens sind wir immer schon drin und Teil desselben, bevor wir ihn bewusst wahrnehmen und strukturieren, interpretieren und beurteilen können.

Die Anstrengung der begrifflichen Objektivierung fällt darum beim Klangraum besonders schwer. Wer über Klang und Musik sprechen will, muss dies einüben und sein sprachliches Vermögen ausbilden und weiterentwickeln. Und zwar immer im Bewusstsein, dass wir damit das Medium wechseln und auf einen anderen Wahrnehmungssinn setzen; dass wir vom Modus des *Pathischen* in den Modus des vermeintlich *souveränen Ausgriffs* hinüberwechseln und das Phänomen des Klangs, des Hörens und des ganz und gar Drinseins nur noch von außen berühren.

Wenn wir heute Morgen über die Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Musik und Religion nachdenken, so verbindet beide zunächst die *Schwierigkeit der Versprachlichung*, wenn auch aus unterschiedlichen

1 Vgl. dazu Peter Sloterdijk, *Weltfremdheit*, Frankfurt: Suhrkamp, 1993, S. 294–325.

Gründen. Dieser Schwierigkeit müssen wir uns stellen. Und zwar nicht, indem wir forschen drauflosschwadronieren. Geschwätzigkeit und Pathos scheinen mir keine probaten Methoden zu sein, um den Wortfindungsstörungen im Zusammenhang von Religion und Musik beizukommen. Auch nicht das routinierte wissenschaftliche Sprachspiel, das Objektivität und Souveränität des Sprechers suggeriert. Angemessen scheint mir viel eher ein *tentatives Sprechen* zu sein: ein vorsichtig tastendes, suchendes und zuweilen stockendes Sprechen, das immer wieder innehält, nachdenkt und vorausblickt, sich wiederholt, die gemeinte Sache umkreist und variiert; das sich selber ins Wort fällt und immer wieder einen neuen Anfang wagt. Über Musik und Religion können wir sachgemäß nur tastend und anfänglich sprechen.

Damit ist allerdings erst *ein* Problemfeld angesprochen, wenn auch kein nebensächliches. Andere kommen hinzu. Sie sind Ihnen bekannt und ich will sie auch nicht vertiefen, aber doch in Frageform ansprechen, um den Raum aufzuspannen, in dem sich unser Gespräch in den folgenden Tagen bewegen wird:

An erster Stelle steht die Spannung von aktuellem Musikschaffen und gelebter Religion; oder konkreter: von neuer geistlicher Musik und Kirche. Diese wird von beiden Seiten als *Entfremdung* erlebt und beschrieben. Die Gründe für diese Entfremdung führen ins vorletzte Jahrhundert zurück und werden heute bestimmt noch erörtert. Sie kommen in Zitaten zum Ausdruck wie denen, die Sie im Programmbuch finden und die Sie auf diesen ersten Vormittag einstimmen sollten: «Das Werk ist der Ritus», womit der Komponist Jörg Herchet die weitverbreitete «Theologie der Neuen Musik» auf den Punkt bringt, bei der das absolute Werk die Wahrheit schon enthält – und keiner darüber hinausgehenden Religion und Kirche mehr bedarf. Oder wenn der junge Stockhausen 1960 «geistlich» und «kirchlich» kategorisch unterscheidet.

Hier schließen sich knifflige Fragen an: Was sind die Gründe für diese kategorische Absetzbewegung? Erfolgt sie nur vonseiten der Musiker oder auch vonseiten der Kirche? Und falls auch von Kirchenseite: Sind es dieselben Motive oder andere, die zu den akuten Trennungswünschen in einer alten und für eine lange Zeit bewährten Liaison führen? Schreitet die Entfremdung fort oder sind auch Formen der Annäherung oder der Transformation der alten Liaison zu verzeichnen? Oder grundsätzlicher: Ist denn geistliche Musik ohne Kirche, Ritus und christliches Symbolsystem überhaupt denkbar? Lebt sie nicht, leben nicht beide Seiten von dieser Spannung, von der Eigenlogik und dem Selbstbehauptungswillen beider Seiten, vom Hin und Her zwischen Tradition und Innovation, zwischen Rückblick und Zeitgenossenschaft, zwischen Gedächtnis und Befreiung wie zwischen Struktur und charismatischem Aufbruch?

Ein zweites Spannungsfeld, das wir bei der Vorbereitung des Kongresses immer wieder kontrovers diskutiert haben, ist dasjenige zwischen sogenannter «klassischer» bzw. Neuer und populärer Musik. Die Fragen, die sich hier stellen und die zu diskutieren wären, sind nicht so sehr die des *Alters* der Musik. Darin unterscheiden sich die Komponisten und Werke, die wir in diesen Tagen hören und besprechen, nicht wesentlich von der Musik, die als populär bezeichnet wird. Worum geht es dann? Um Fragen des *Stils*? Um *Geschmacksfragen*, über die bekanntlich schwer zu streiten ist? Um Fragen der *Qualität*? Und woran bemisst sich diese? Geht es um Fragen der *Funktionalität*? Wie fügen sich Werke der Neuen geistlichen Musik in einen Sonntagmorgengottesdienst in Oberbottigen oder im Berner Münster ein? Oder um die Frage der *Zumutbarkeit*? Wie viel Widerständiges, Ungewohntes kann einer Gemeinde vorgesetzt werden? Dürfen wir sie «der Kunst aussetzen»? Wann und in welcher Weise und in welcher Dosierung dürfen wir es? – Fragen über Fragen. Sie werden heute Morgen wohl nicht alle beantwortet, aber vielleicht die eine oder andere aufgenommen werden.

The functional equivalence of religion and music, or: The work is the rite

Music opens up new possibilities to theology – and this congress poses the problem that the topic of “church music” may (and indeed must) be seen from different sides, with different “languages”, by theologians, musicians and musicologists.

* Dieser Titel basiert auf einer durch den Autor notierten Aussage Jörg Herbers im Formenkunde-Unterricht.

1 Jacques Attali, *Bruit – essai sur l'économie politique de la musique*, Paris: Presses Universitaires de France, 1977, S. 173 ff.

2 Walter Benjamin, «Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit» (Abdruck 1936), im Text zur Medienästhetik, hg. von Günter Hahn und Werner Köster, Stuttgart: Reclam, 2002, S. 163–190.

3 *Musik und Sprache – Dimensionen eines schwierigen Verhältnisses*, hg. von Christian Grüny, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2012.

4 Ein wertvoller Beitrag aus der Soziologie kommt z. B. von Dirk Baucher, *Wort Kultur*, Berlin: Kadmos Kulturverlag, 2000.

